

**Repräsentation, Innerlichkeit und Normalität – Bemerkungen zu
Andreas Kemmerling: *Glauben***

Wolfgang Barz

Viele Neuerscheinungen auf dem philosophischen Buchmarkt lassen sich nur mit einer gehörigen Portion Gleichmut ertragen. Man liest sie mit demselben höflichen Lächeln, mit dem man auch den Ausführungen eines Versicherungsmaklers folgt, nickt zustimmend mit dem Kopf, äußert ab und zu ein höfliches „Aha“ oder runzelt mit den Augenbrauen – und kann doch sein Gähnen nur mit Mühe unterdrücken. Kemmerlings Buch ist vollkommen anders: Es ist mitreißend geschrieben, mit einer kleinen Prise Übermut und einer großen Portion Selbstironie, und auch dann noch überaus vergnüglich zu lesen, wenn sein Autor über allgemeine und abstrakte Dinge spricht, die andernorts gerne in mathematisch veredeltem Schreibstübendeutsch abgehandelt werden. Kurzum: Das Buch schlägt einen von der ersten bis zur letzten Seite in seinen Bann.

Die Frage, die Kemmerling in seinem Buch beantworten möchte, lautet: „Was wissen wir – wir Philosophen – denn eigentlich wirklich über das Glauben?“ (xi). Hinter dieser Frage verbirgt sich ein tiefes Mißtrauen gegenüber vielen in der Gegenwartsphilosophie für selbstverständlich erachteten Auskünften über das Glauben: Glauben sei ein dispositionaler Zustand, Glauben sei ein funktionaler Zustand, Glauben sei ein repräsentationaler Zustand, Glauben sei eine Relation zu einer Proposition usw. Kemmerling hält all jene Auskünften entweder für falsch oder doch zumindest für empirische Spekulationen, die – anders als oft suggeriert werde – keinesfalls aus dem *Begriff* des Glaubens folgten.

Man mag sich fragen, was an empirischen Spekulationen, die nicht aus dem Begriff des Glaubens folgen, so schlimm sei. Um die Natur einer Sache in Erfahrung zu bringen, müsse man eben über das, was uns allein durch den Begriff dieser Sache gegeben sei, hinausgehen. Hätten wir etwa jemals entdecken können, daß Wasser aus H₂O-Molekülen besteht, wenn wir uns darauf beschränkt hätten, den Begriff des Wassers zu analysieren? Kemmerling zeigt sich von diesem Vergleich unbeeindruckt. Denn das Glauben, so sagt er, sei im Gegensatz zu vielen anderen Phänomenen „kein *Das-da-*

was-auch-immer-es-sei, das uns begegnet und sich unter ein Mikroskop legen ließe, um dann herauszufinden, was es ist. Es ist eines der Phänomene, die uns deutlicher als durch ihren Begriff nicht gegeben sind“ (6). Um *solchen* Phänomenen auf den Grund zu gehen, sei wohlverstandene begriffliche Analyse das Mittel der Wahl.

Es ist faszinierend mitzuverfolgen, wie Kemmerling, ausgehend von dieser äußerst schmalen methodologischen Basis, Schritt für Schritt immer größere Gebiete des philosophischen Kontinents erobert. Seine Überlegungen gliedern sich in drei Teile: einen vorbereitenden, einen destruktiven und einen konstruktiven. Im vorbereitenden Teil, der sich über die Kapitel 1 bis 4 erstreckt, werden das Phänomen des Glaubens vorläufig bestimmt und die Grundzüge der Begriffsanalyse à la Kemmerling erläutert. Im destruktiven Teil (Kapitel 5 bis 9) bekommen sowohl historische als auch zeitgenössische Auskünfte über das Glauben ihr Fett weg.¹ Kapitel 10 markiert den Übergang zum konstruktiven Teil: Hier werden, wenn man so will, einige Stellschrauben am methodologischen Gerüst nachjustiert. Während sich die Suche nach nicht-trivialen begrifflichen Wahrheiten über das Glauben in den Kapiteln zuvor als relativ unergiebig erwiesen hat, wird sie nun auf begriffliche Wahrheiten ausgedehnt, die unter einer Normalitätseinschränkung stehen. Erst diese Maßnahme versetzt Kemmerling in die Lage, sein konstruktives Projekt in Angriff zu nehmen: die Deduktion der sogenannten Erste-Person-Autorität (und einiger anderer, gestern wie heute kontrovers diskutierter Merkmale von Überzeugungen, die sich auf das eigene gegenwärtige Glauben beziehen) aus begrifflichen Wahrheiten (Kapitel 11 bis 20).

Da ich bereits an anderer Stelle zu Kemmerlings konstruktivem Projekt Stellung bezogen habe,² möchte ich mich hier auf die ersten Teile des Buches, insbesondere auf Kapitel 9 und 10, konzentrieren. Ich habe dabei drei Passagen im Auge, die meinen Widerspruchsgeist wecken: Kemmerlings Zurückweisung des doxastischen Repräsentationalismus (S. 234–253), seine Kritik an externalistischen Doppelgänger-Gedankenexperimenten (S. 274–287) sowie die Lehren, die er aus Kripkes „Rätsel über das Glauben“ zieht (S. 302–307).

¹ Hierzu sind auch diejenigen Teile des resümierenden 21. Kapitels zu rechnen, in denen die Auffassung, der Begriff des Glaubens sei ein rationaler bzw. normativer Begriff, kritisiert wird.

² Siehe „Urteilen, Glauben, Bewußtsein – Ein Kommentar zu Andreas Kemmerlings Glauben – Ein Essay über einen Begriff“, *Zeitschrift für philosophische Forschung*, im Erscheinen.

Der doxastische Repräsentationalismus – die These, es sei begrifflich wahr, daß das Glauben ein repräsentationaler Zustand sei – ist eine der vielen zeitgenössischen Auskünfte über das Glauben, die Kemmerling in Kapitel 9 kritisch unter die Lupe nimmt. Kemmerling ist sich zwar im klaren darüber, daß es *de facto* wohl keinen Philosophen und keine Philosophin von Rang gibt, die sich auf den doxastischen Repräsentationalismus festnageln ließe (vgl. S. 251). Trotzdem handelt es sich in Kemmerlings Augen um eine diskussionswürdige Position. Denn die Idee, Glauben sei ein repräsentationaler Zustand, werde in den dominanten Strömungen der zeitgenössischen Philosophie und Kognitionswissenschaften „geradezu wie eine apriorische Wahrheit behandelt“ (ebd.) – in Kemmerlings Augen eine Unsitte. Unter rein begrifflichen Gesichtspunkten habe das Glauben keinerlei Ähnlichkeit mit einer Repräsentation. Die These, Glauben involviere eine mentale Repräsentation, sei vielmehr eine überaus schlecht belegte empirische Vermutung (vgl. S. 239). Der Grund dafür, daß die repräsentationalistische Konzeption des Glaubens dennoch häufig „einen quasi-apriorischen Status“ (S. 252) genieße, bestehe darin, daß sie als Blaupause für eine „überaus einfache naturalistische Konzeption von der konkreten psychischen Realität jeder Überzeugung“ (ebd.) diene. Wie so häufig in der Philosophie sei also der Wunsch Vater des Gedankens: Das Ansinnen einer möglichst eleganten Naturalisierung geistiger Zustände sei dafür verantwortlich, daß eine empirische Vermutung als apriorische Wahrheit deklariert werde.³

Obwohl ich Kemmerlings Mißtrauen gegen das Repräsentationsidiom (als auch seine Diagnose, warum es von vielen meiner Kolleg*innen so unkritisch verwendet wird) teile, bin ich nicht einverstanden mit gewissen Details seiner Kritik. Sehen wir uns die angegriffene Position, den doxastischen Repräsentationalismus, noch einmal genauer an:

(1) Es ist begrifflich wahr: Glauben ist ein repräsentationaler Zustand.⁴

³ Hier, wie auch an anderen Stellen des Buches (vgl. etwa den geradezu kulturpessimistischen Sarkasmus der Passagen auf S. 568 f.), scheint etwas hindurch, das ich als „Kemmerlings Melancholie“ bezeichnen möchte: ein gewisses Unbehagen an einer bestimmten Art empirisch voreingenommenen Philosophierens, das im Milieu der analytischen Philosophie seit einigen Jahren immer stärker um sich greift.

⁴ Vgl. S. 234.

Es gibt Lesarten, unter denen (1) trivialerweise wahr ist.⁵ Aber das sind, verständlicherweise, nicht die Lesarten, die Kemmerling interessieren. Die Lesart, auf die sich Kemmerling kapriziert, lautet so:

(1*) Es ist begrifflich wahr: S glaubt, daß $p \rightarrow (\exists x) (S \text{ hat } x \wedge x \text{ repräsentiert den Sachverhalt, daß } p)$.
(Vgl. S. 248)

Die gebundene Variable spielt hier die Rolle eines Platzhalters für das, was Kemmerling als *Repraesentans* bezeichnet. Damit ist ein „konkretes Repräsentationsvehikel“ gemeint, „ein einzelnes repräsentierendes Etwas“ (S. 244). Beispiele für Repraesentantia in diesem Sinne sind Inskriptionen der Ziffer 5 oder der Zustand der Tachonadel, wenn sie auf „80“ steht. Die Existenz eines Repraesentans ist, so Kemmerling, eine notwendige Bedingung für das Vorliegen einer Repräsentation: „Repräsentation ohne Repraesentans kann es nicht geben, genauso wenig wie Repräsentation ohne Repraesentandum“ (S. 246).

Natürlich ist klar, daß aus „ S glaubt, daß p “ keineswegs *begrifflich* folgt, daß sich innerhalb von S ' Gehirn eine neuronale Struktur befindet, die den Sachverhalt, daß p , repräsentiert. Niemand, nicht einmal Jerry Fodor, behauptet das. Um (1**) wahr zu machen, muß es sich bei dem gesuchten Repraesentans allerdings nicht unbedingt um eine *neuronale* Struktur handeln. Es könnte sich dabei z.B. auch *um den betreffenden Überzeugungszustand selbst* handeln. Warum sollen wir nicht sagen, daß das gesuchte Repraesentans der Zustand ist, in dem sich S genau dann befindet, wenn sie glaubt, daß p ? Kemmerling hält jedoch nichts von diesem Vorschlag. Denn – und nun kommt der Gedanke, der mich stutzig macht – das zu repräsentieren, was es repräsentiert, sei „eine akzidentelle Eigenschaft eines jeden Repraesentans“ (S. 250). Das bedeutet: Nichts kann ein Repraesentans sein, wenn es sich nicht „unter Ausblendung dessen, was es repräsentiert“, betrachten lasse (ebd.). An anderer Stelle wird Kemmerling noch deutlicher: „Ein Repraesentans muß sich als das, was es ist, charakterisieren lassen, ohne daß dabei auf das, was es repräsentiert (oder repräsentieren soll), Bezug genommen wird“ (S. 244). Wenn wir diese Meßlatte anlegen, ist klar, daß der Zustand

⁵ Etwa „Es ist begrifflich wahr: Glauben ist ein Zustand, zu dem ein Inhalt gehört“ (S. 241) oder „Es ist begrifflich wahr: Glauben ist ein intentionaler Zustand“ (ebd.).

des Glaubens-daß-*p* kein Repraesentans ist. Denn er läßt sich nicht als das, was er ist, charakterisieren, ohne dabei auf den Sachverhalt, daß *p*, Bezug zu nehmen: „Wollte man eine Überzeugung unabhängig von ihrem Inhalt betrachten, bliebe nichts, was sich betrachten ließe“ (S. 250).

Meine Schwierigkeit mit dieser Überlegung besteht darin, daß mir nicht einleuchten will, warum für ein Repraesentans das Haben eines „außerrepräsentationale[n] Eigenleben[s]“ (S. 244) wesentlich sein soll. Ich habe den Eindruck, daß diese Bedingung eigens zu dem Zweck eingeführt wird, dem doxastischen Repraesentationalismus den Garaus zu machen. Es mag sein, daß alle *materiellen* Repraesentantia – Baumringe, Gemälde, Inskriptionen, Landkarten, Tachonadeln usw. – , derart sind, daß sie sich unabhängig von ihrem repräsentationalen Gehalt charakterisieren lassen. Aber warum soll das für *alle* Repraesentantia (und dann auch noch *notwendigerweise*) gelten?

Betrachten wir geistige Ereignisse, die dem Subjekt bewußt sind. Wenn ich Kemmerlings Ausführungen auf S. 235 f. richtig interpretiere, hält er die These, daß geistige *Ereignisse* repräsentationale Zustände sind, keineswegs für abwegig: „Wie könnte ich plötzlich den Einfall haben, daß der Gärtner der Mörder ist, ohne daß etwas, das in diesem Moment in mir geschieht, diesen Gedanken ‘trägt’?“ Ich deute diese Passage als das Zugeständnis, daß geistige Ereignisse durchaus repräsentationale Zustände sind, Zustände also, die das Vorhandensein eines irgendwie gearteten Repraesentans voraussetzen. Ein Blick auf Kemmerlings Überlegungen zum Begriff des Urteilens bestätigt diese Vermutung. In Kapitel 12 heißt es zum Beispiel: „Zum Begriff des Urteilens gehört es selbstverständlich, daß ein Subjekt zugleich den Gedanken hat, dessen Wahrheit es ... anerkennt: Wann immer jemand urteilt, daß *p*, hat er den *p*-Gedanken“ (S. 395 f). Ich gehe daher davon aus, daß Kemmerling (2) unterschreiben würde:

(2) Es ist begrifflich wahr: S urteilt, daß $p \rightarrow (\exists x) (S \text{ hat } x \wedge x \text{ repräsentiert den Sachverhalt, daß } p)$.

Das gesuchte Repraesentans ist in diesem Fall nichts anderes als der *p*-Gedanke selbst. *P*-Gedanken lassen sich nun jedoch ebensowenig wie Zustände des Glaubens-daß-*p* als

das, was sie sind, charakterisieren, ohne dabei auf den Sachverhalt, daß p , Bezug zu nehmen. Wollte man einen Gedanken unabhängig von seinem Inhalt betrachten – so könnte man in Abwandlung der oben zitierten Passage sagen –, bliebe nichts, was sich betrachten ließe. Nichtsdestotrotz handelt es sich bei p -Gedanken um Repraesentantia – ich sehe nicht, wie sich das leugnen ließe. Sicherlich, Gedanken sind nichts *Materielles*. Aber warum sollte nur materiellen Strukturen das Privileg zukommen, Sachverhalte zu repräsentieren?

Wenn meine Überlegung richtig ist, ist das Haben eines außerrepräsentationalen Eigenlebens für ein Repraesentans nicht wesentlich. Im Gegenteil: Es gibt Repraesentantia, deren Inhalt mit ihrer Trägersubstanz sozusagen verschmilzt, ja vielleicht sogar in eins fällt. Gedanken sind ein Paradebeispiel. Bildhafte Vorstellungen wären ein anderes. Kemmerlings Angriff auf die letzte Bastion des doxastischen Repraesentationalismus ist demnach nicht erfolgreich. Man kann den Vorschlag, das gesuchte Repraesentans sei der Zustand, in dem sich S genau dann befindet, wenn sie glaubt, daß p , nicht einfach mit der Begründung ablehnen, daß sich Glaubenszustände nicht unabhängig von ihrem Inhalt spezifizieren lassen. Das mag richtig sein, spricht jedoch nicht gegen den Vorschlag, Glaubenszustände als Repraesentantia anzusehen.

Ich wende mich nun der Diskussion des doxastischen Externalismus zu – einer weiteren Position, mit der sich Kemmerling in Kapitel 9 kritisch auseinandersetzt:

(3) Es ist begrifflich wahr: Zumindest einige Glaubenszustände sind nicht-intrinsisch.⁶

Das klassische Argument für den doxastischen Externalismus arbeitet mit der Idee psychophysischer Doppelgänger, die in unterschiedlichen Umgebungen aufgewachsen sind: Der eine, er heiße Oskar, ist auf der Erde aufgewachsen, der andere, Zwoskar, auf der Zwerde, einem von der Erde weit entfernten Zwillingsplaneten, der sich, bis auf eine Kleinigkeit, nicht von der Erde unterscheidet. Anders als auf der Erde gibt es auf der Zwerde nämlich kein Aluminium. Der Stoff, den die Leute auf der Zwerde „Aluminium“ nennen, hat zwar dieselben makrophysikalischen Eigenschaften wie

⁶ Kemmerling selbst formuliert den doxastischen Externalismus nicht als These über Glaubenszustände, sondern als These über Begriffe des Typs „Glauben-daß- p “, vgl. S. 283.

Aluminium, besitzt jedoch eine andere Mikrostruktur. Es ist daher kein Aluminium, sondern etwas anderes, Kemmerling nennt es „Zwalum“. Nehmen wir nun an, Oskar glaube, Aluminium sei ein Leichtmetall. Zwooskar glaubt dann etwas ähnliches, etwas, das wir – die Erdlinge – mit Hilfe des Satzes „Zwalum ist ein Leichtmetall“ zum Ausdruck bringen würden. (Zwooskar selbst würde zu diesem Zweck natürlich den Satz „Aluminium ist ein Leichtmetall“ benutzen.) Offensichtlich ist die Überzeugung, daß Aluminium ein Leichtmetall ist, nun aber nicht dieselbe Überzeugung wie die, daß Zwalum ein Leichtmetall ist. Also haben Oskar und Zwooskar – obwohl es sich um psychophysische Doppelgänger handelt – *unterschiedliche* Überzeugungen. Das, was Oskar (bzw. Zwooskar) glaubt, hängt von Faktoren ab, die sich jenseits von Oskars (bzw. Zwooskars) Körpergrenzen befinden. Kurzum: Einige Glaubenszustände sind nicht-intrinsisch.

Kemmerling greift diese Überlegung an einer Stelle an, an der man es am wenigsten erwartet: Er bestreitet, daß es gute Gründe gibt anzunehmen, daß Oskar nicht glaubt, Zwalum sei ein Leichtmetall. Die Erwiderung, daß Oskar der Begriff „Zwalum“ fehle (und er folglich eine Überzeugung, in deren Gehalt jener Begriff eingehe, gar nicht bilden könne), läßt Kemmerling nicht gelten:

„[Oskar] hat bestimmte Fähigkeiten, die seine Beherrschung des Wortes „Aluminium“ ausmachen, und er ist dazu disponiert, einige grundlegende begriffliche Wahrheiten zu akzeptieren, in denen das Wort „Aluminium“ vorkommt. Dies ist hinreichend dafür, daß er über den Begriff Aluminium verfügt. Fassen wir diese Fähigkeiten und Dispositionen, die seine Beherrschung des Wortes und mithin seine Meisterung des Begriffs konstituieren, unter dem Etikett *A-Kompetenz* zusammen. Sein Doppelgänger hat nach Voraussetzung dieselben Fähigkeiten und Dispositionen; sie sind hinreichend dafür, daß er über den Begriff Zwalum verfügt. Da es für *A-Kompetenz* und *Z-Kompetenz* hinreichende Bedingungen gibt, die sowohl [Oskar] als auch [Zwooskar] erfüllen, verfügt auch [Oskar] über den Begriff Zwalum. Wo steht geschrieben, daß das nicht reicht?“ (285)

Ich finde diese Überlegung wenig überzeugend. Denn sie läuft darauf hinaus, dem Begriff, den Oskar verwendet, eine Extension zuzuordnen, die sowohl Aluminium- als auch Zwalum-Proben umfaßt.⁷ Stellen wir uns vor, daß ein aus Zwalum bestehender Meteorit auf der Erde einschlägt, Oskar an die Einschlagstelle eilt, ein Stück Zwalum in

⁷ Vgl. S. 286, wo es heißt: „Denn der eine Begriff, den [Oskar] hat, mag weit genug sein, beide Stoffe zu erfassen, obwohl diese unterschiedliche Atomstrukturen haben.“

die Hand nimmt und im Brustton der Überzeugung verkündet: „Seht her, das ist Aluminium!“ Ich zumindest habe die starke Intuition, daß sich Oskar irrt. Ginge es nach Kemmerling, hätte Oskar recht.

Wie dem auch sei, ich denke, daß exotische Doppelgänger-Gedankenexperimente gar nicht notwendig sind, um den doxastischen Externalismus zu stützen. Ein Blick auf Überzeugungen, deren Gehalte mit Hilfe indexikalischer Begriffe spezifiziert werden, mag ausreichen. Nehmen wir an, ich wache eines Morgens aus unruhigen Träumen auf, erinnere mich an den gestrigen Montag und bilde daraufhin die wahre Überzeugung, daß heute Dienstag ist. Ich behalte diese Überzeugung den gesamten Tag über bei und halte an ihr auch nach Sonnenuntergang fest. Erst als ich, meine Bettlektüre zuklappend, um halb eins in der Nacht auf die Uhr schaue, gebe ich meine alte Überzeugung auf und bilde eine neue: daß heute Mittwoch ist. Betrachten wir nun meinen Überzeugungszustand eine Sekunde vor und eine Sekunde nach Mitternacht: Handelt es sich bei der Überzeugung, die ich um 23:59:59 Uhr mit den Worten „Heute ist Dienstag“ zum Ausdruck gebracht hätte, um dieselbe Überzeugung wie die, die ich um 00:00:01 Uhr mit den gleichen Worten zum Ausdruck gebracht hätte? Auf den ersten Blick mag man geneigt sein, diese Frage mit „ja“ zu beantworten. Denn aus meiner Perspektive hat sich innerhalb der beiden Sekunden, die zwischen den betrachteten Zeitpunkten liegen, nichts ereignet, das zu einem Wandel meiner Überzeugung hätte Anlaß geben können. (Der Blick auf die Uhr erfolgte ja erst um halb eins.) Bei genauerem Hinsehen erkennen wir jedoch, daß diese Antwort nicht richtig sein kann. Denn die Überzeugung, die ich kurz vor Mitternacht mit den Worten „Heute ist Dienstag“ zum Ausdruck gebracht hätte, war *wahr*, während die Überzeugung, die ich kurz nach Mitternacht (aber vor halb eins) mit den Worten „Heute ist Dienstag“ zum Ausdruck gebracht hätte, *falsch* war. Da ein und dieselbe Überzeugung schwerlich unterschiedliche Wahrheitswerte haben kann, sind wir gezwungen zu konstatieren, daß wir es mit zwei *verschiedenen* Überzeugungen zu tun haben: Die Überzeugung, die ich um 23:59:59 Uhr mit den Worten „Heute ist Dienstag“ zum Ausdruck gebracht hätte, ist eine *andere* Überzeugung als diejenige, die ich um 00:00:01 Uhr mit denselben Worten zum Ausdruck gebracht hätte.⁸

⁸ Man mag bestreiten, daß ein Unterschied im Wahrheitswert hinreichend für einen Unterschied im Überzeugungsgehalt ist. Aber das, so scheint mir, ist nichts weiter als ein Verzweiflungsschritt.

Der Fall verdeutlicht, daß sich Überzeugungen ohne das Zutun des Glaubenssubjekts – ohne irgendeine relevante Veränderung in seinem Inneren –, allein durch einen Wandel seiner Umgebung (in diesem Fall: durch das Fortschreiten der Zeit), verändern können. Oder, in Kemmerlings Worten formuliert: Es gibt Begriffe des Typs „Glauben-daß- p “, durch die Glaubenszustände als nicht-intrinsische Eigenschaften konzipiert werden (vgl. S. 283).⁹

Zum Abschluß möchte ich noch einen Blick auf Kemmerlings Diskussion von Kripkes „Rätsel über das Glauben“ werfen, mit deren Hilfe in Kapitel 10 die für den weiteren Verlauf des Buches so überaus wichtige Idee „wesentlich normalitätsvermittelter begrifflicher Wahrheiten“ (S. 309) über das Glauben motiviert wird. Ausgangspunkt der Überlegung ist die Frage, ob es Merkmale M_1, \dots, M_n gibt, so daß das Konditional

x legt M_1, \dots, M_n an den Tag $\rightarrow x$ glaubt, daß p

begrifflich wahr wird (vgl. S. 299). Nachdem Kemmerling mehrere Kandidaten erwogen (und wieder verworfen) hat, gelangt er schließlich zu einem Vorschlag, den er als *Kripkes Prinzip* (KP) bezeichnet:

(KP) Wenn ein normaler Sprecher des Deutschen einem Satz „ p “ ernsthaft, aufrichtig und mit Bedacht zustimmt, dann glaubt er, daß p . (302)

Allerdings zeigt sich schnell, daß Kemmerling auch mit diesem Vorschlag nicht wirklich zufrieden ist. Denn es gibt eine Reihe von Fällen, in denen das Antezedens von (KP) wahr, sein Konsequens jedoch falsch ist: Es mag ein unbemerkter Versprecher im

⁹ Kemmerling wird mir sicherlich entgegenhalten, daß er in Kapitel 6 unmißverständlich zum Ausdruck gebracht habe, daß die „Glaubenssätze, um die es von nun an gehen wird, ... ausschließlich solche [seien], in denen keine mehrdeutigen und keine indexikalischen sprachlichen Mittel vorkommen“ (112). Gegenbeispiele, die mit derartigen Glaubenssätzen operierten, würden daher ihr Ziel verfehlen. Ich gestehe, daß ich die in Kapitel 6 getroffene Einschränkung tatsächlich nicht allzu ernst genommen habe. Denn der doxastische Externalismus wird natürlich witzlos, wenn wir vom Phänomen der Indexikalität abstrahieren: Mit der Indexikalität verschwindet auch die Möglichkeit, daß sich zwei psychophysische Doppelgänger hinsichtlich einer ihrer Glaubeigenschaften unterscheiden. Kemmerling steht daher vor einem Dilemma: Entweder er schränkt die von ihm betrachteten Glaubenssätze auf solche ein, in denen keine indexikalischen sprachlichen Mittel vorkommen, oder er tut es nicht. Tut er es, ist seine Kritik zwar richtig, aber uninteressant (da sie einen Strohhalm trifft); tut er es nicht, ist seine Kritik zwar ehrenwert (da er sich einen übermächtigen Gegner ausgesucht hat), aber wirkungslos.

Spiel sein, der Sprecher mag den betreffenden Satz mißverstehen, seine Zustimmung könnte Ausdruck eines bloßen Akzeptierens sein und die Ernsthaftigkeit, Aufrichtigkeit, Bedachtsamkeit und Vorbehaltlosigkeit, mit der der Sprecher dem Satz zustimmt, könnte einem kurzfristigen psychischen Zwang oder einer vorübergehenden kognitiven Störung geschuldet sein (vgl. S. 303). Trotzdem, so Kemmerling, haben wir den Eindruck, daß (KP) eine begriffliche Wahrheit über das Glauben zum Ausdruck bringt. Um diese Wahrheit ans Tageslicht zu befördern, schlägt Kemmerling vor, „die Reichweite von (KP) ausdrücklich auf Gegebenheiten ein[zu]schränken, in denen alles Relevante normal ist“ (307). Auf diese Weise gelangt Kemmerling zu (KP*):

(KP*) Unter insgesamt normalen Gegebenheiten gilt: Wann immer ein normaler Sprecher des Deutschen einem Satz „*p*“ ernsthaft, aufrichtig und mit Bedacht zustimmt, dann glaubt er, daß *p*. (307)

Im Gegensatz zu (KP) sei (KP*), so Kemmerling, eine begriffliche Wahrheit. Denn der Normalitätsvorbehalt hat zur Folge, daß „[a]lle bislang betrachteten Quellen für Gegenbeispiele ... ausgeschaltet [sind]“ (308). Man beachte (denn das wird gleich wichtig werden), daß wir (KP*), statt als Angabe einer hinreichenden Bedingung für das Vorliegen einer bestimmten Überzeugung, alternativ auch als Angabe einer hinreichenden Bedingung für das Vorliegen einer Anormalität lesen können. Denn aus (KP*) folgt: „Würde ein normaler Sprecher, in aller Aufrichtigkeit usw., einem Satz seiner eigenen Sprache zustimmen und dennoch nicht glauben, was mit dem Satz gesagt ist, dann *müßte* in solch einer Situation irgendeine Anormalität, ein ‘Störfaktor’ im Spiel sein“ (308).

Kemmerlings Verteidigung der von ihm – vielleicht etwas mißverständlich¹⁰ – als „Ceteris-Paribus-Klausel“ bezeichneten Normalitätsbeschränkung ist hochinteressant (vgl. S. 308–349) und wird sicherlich zu einigen Kontroversen Anlaß geben. Meine Bedenken beziehen sich allerdings auf einen anderen Punkt: Im Zusammenhang mit den Anormalitäten und Störfaktoren, die die Situationen kennzeichnen, in denen (KP) falsch ist, kommt Kemmerling auch auf „Kripkes Rätsel über das Glauben“ zu sprechen. Er

¹⁰ Kemmerling scheint das selbst so zu sehen, vgl. S. 313 oben.

präsentiert es als „ein weiteres, völlig unerwartet simples und glaubhaftes Gegenbeispiel gegen (KP)“ (305). Ich halte diese Diagnose zwar für richtig, habe aber den Eindruck, daß Kemmerling nicht die richtige Lehre aus diesem Gegenbeispiel zieht. Kripkes „Rätsel über das Glauben“ macht uns nämlich auf eine tiefergehende Schwierigkeit mit (KP) aufmerksam, die auch unter Zuhilfenahme von Ceteris-Paribus-Klauseln nicht ausgeräumt werden kann.

Zunächst einmal: *Inwiefern* liefert Kripkes Rätsel ein Gegenbeispiel gegen (KP)? Pierre wird als jemand beschrieben, der sowohl dem Satz „Londres est jolie“ als auch dem Satz „London is not pretty“ ernsthaft, aufrichtig und mit Bedacht zustimmt. Allerdings ist Pierre keineswegs irrational, sondern glaubt fälschlicherweise, daß die Stadt, die er mit „Londres“ bezeichnet, eine andere Stadt ist als die, die sich hinter dem Namen „London“ verbirgt. Das Problem für (KP) besteht darin, daß es uns zu zwingen scheint, Pierre zwei sich widersprechende Überzeugungen zuzuschreiben: zum einen die Überzeugung, daß London schön ist, zum anderen die Überzeugung, daß London nicht schön ist. Diese Zuschreibung würde Pierres Geisteszustand jedoch nicht gerecht werden. Denn Pierre würde die Sätze „Londres n'est pas jolie“ und „London is pretty“ ernsthaft, aufrichtig und mit Bedacht ablehnen. Die Normalitätsbeschränkung in (KP*) soll auch dieses Problem umschiffen, indem sie nicht nur Versprecher, Mißverständnisse und psychische Störungen, sondern auch Fälle, in denen Sprecher in bezug auf zwei bedeutungsgleiche Sätze unterschiedlicher Sprachen („Londres est jolie“, „London is pretty“) „gegen-sätzlich disponiert“ (306, 308) sind, ausschließt.¹¹

Betrachten wir nun den vorhin von mir ins Spiel gebrachten Fall, in dem meine an einem Dienstag morgen (sagen wir, es handelt sich bei besagtem Dienstag um den 5. Februar 2019) erworbene Überzeugung, die ich mit den Worten „Heute ist Dienstag“ zum Ausdruck bringen würde, die Geisterstunde um ein paar Minuten überdauert. Hätte mich jemand am Mittwoch, 6. Februar 2019, um 0:00:01 Uhr gefragt „Ist heute Dienstag?“, hätte ich ernsthaft, aufrichtig und mit Bedacht zugestimmt. Doch welche Überzeugung hätte ich damit eigentlich zum Ausdruck gebracht?

¹¹ Warum Kemmerling in diesem Zusammenhang „gegensätzlich“ mit Bindestrich schreibt, ist mir, ehrlich gesagt, nicht wirklich klar geworden. Ein Druckfehler?

(KP) zufolge müssen wir uns, wenn wir eine Antwort auf diese Frage finden wollen, danach umschauen, „was mit dem Satz gesagt ist“ (vgl. S. 308). Doch was ist mit dem am Mittwoch, 6. Februar 2019, um 0:00:01 geäußerten Satz eigentlich gesagt? Daß der Tag, an dem ich in der beschriebenen Situation spreche – also Mittwoch, der 6. Februar – ein Dienstag ist? Aber wie paßt das zu der Tatsache, daß ich den Satz „Mittwoch, der 6. Februar, ist ein Dienstag“ ernsthaft, aufrichtig und mit Bedacht ablehnen würde?

Nun, vielleicht ist mit dem Satz „Heute ist Dienstag“ aber auch etwas anderes gesagt: Daß der Tag, der dem Tag, an dem ich spreche, vorausging – also Dienstag, der 5. Februar –, ein Dienstag war? Aber das ist ebenfalls unplausibel. Denn der in Frage stehende Satz „Heute ist Dienstag“ enthält das Wort „heute“. Und dieses Wort bedeutet nicht dasselbe wie „der Tag, der dem Tag, an dem ich spreche, vorausging“.

Die Klemme, in der wir stecken, hat große Ähnlichkeit mit der Schwierigkeit, der wir im Zusammenhang mit Kripkes Pierre begegnet sind: (KP) scheint uns dazu zu zwingen, dem Subjekt Überzeugungen zuzuschreiben, die es in Wirklichkeit nicht hat. Trotzdem gibt es einen wichtigen Unterschied: Im Gegensatz zu Pierre haben wir es im vorliegenden Fall *nicht* mit einer Person zu tun, die in bezug auf zwei bedeutungsgleiche Sätze unterschiedlicher Sprachen gegensätzlich disponiert ist. Die Normalitätsbeschränkung kann gegen diesen Fall also nicht viel ausrichten. Oder wollen wir wirklich behaupten, daß in der beschriebenen Situation „irgendeine Anormalität, ein ‘Störfaktor’ im Spiel“ ist? Fällt bereits der Umstand, daß jemand die Zeit aus den Augen verloren hat, in den Bereich des Anormalen?¹²

Ich denke daher, daß Kripkes „Rätsel über das Glauben“ auf eine tiefergehende Schwierigkeit mit (KP) hindeutet, die sich auch durch eine Normalitätsbeschränkung

¹² Wieder mag Kemmerling einwenden, daß ihn das von mir ins Spiel gebrachte Beispiel kaltlassen könne, da er das Phänomen der Indexikalität (wie er bereits im sechsten Kapitel deutlich gemacht hatte und woran er uns zu Beginn des elften Kapitels erinnert) aus seiner Untersuchung ausklammern möchte. Ich glaube nicht, daß sich Kemmerling so leicht aus der Affäre ziehen kann. Denn Fälle, die mit meinem Beispiel strukturgleich sind, lassen sich ohne weiteres auch mit Hilfe von Sätzen konstruieren, die aus nicht-indexikalischem Material bestehen. Einfache Frege-Fälle genügen: Jemand stimmt dem Satz „Der Morgenstern ist ein Planet“ zu, lehnt aber den Satz „Der Abendstern ist ein Planet ab“, da er fälschlicherweise glaubt, daß es sich bei Morgenstern und Abendstern um verschiedene Himmelskörper handelt. Ist Kemmerling wirklich bereit, alle Fälle, in denen das Subjekt nicht mit sämtlichen Gegebenheitsweisen einer Sache vertraut ist – Fälle, in denen ihm, wie Frege sagen würde, die „allseitige Erkenntnis der Bedeutung“ fehlt –, unter Anormalitätsverdacht zu stellen?

nicht ausräumen läßt. Diese Schwierigkeit besteht darin, daß in vielen Fällen – selbst in Fällen, die nicht unter Anormalitätsverdacht stehen – unklar ist, was mit dem Satz, dem das Subjekt ernsthaft, aufrichtig und mit Bedacht zustimmt, eigentlich gesagt wird. Kemmerling scheint davon auszugehen, daß, falls mit einer Äußerung „sprachlich ‘alles in Ordnung’ ist“ (302), ihr propositionaler Inhalt eindeutig bestimmt wird. Es wäre natürlich schön, wenn das so wäre. Ich befürchte jedoch, daß uns die natürliche Sprache einen dicken Strich durch die Rechnung macht.

Manchmal klingen Rezensionen auf Deutsch verfaßter Monographien mit der Bemerkung aus, daß man sich gewünscht hätte, das vorliegende Buch wäre auf Englisch geschrieben worden. Eine solche Bemerkung ist als Lob gemeint: Man wünscht dem Buch möglichst viele Leser. Diesem freundlichen Wunsch schließe ich mich gerne an (obwohl ich befürchte, daß Kemmerlings Text bei einer Übertragung ins Englische viel von seinem Sprachwitz verlieren würde). Ab und zu wird die besagte Bemerkung allerdings auch mit einem verächtlichen Unterton vorgetragen – als wolle man sagen, eine auf Deutsch verfaßte Fachpublikation könne keinen wichtigen Beitrag zur zeitgenössischen Debatte leisten. Ich halte das für eine groteske ideologische Verirrung. Kemmerlings Buch ist jedenfalls ein schlagender Gegenbeweis.